

# ***momentum'11: Gleichheit***

## ***Track #3: Wege zu Gleichheit und Glück***

### **Ist Gleichheit Glück?**

Oder: Was macht uns wirklich glücklich?

**Autor:**

Markus Pühringer

Steingasse 17

4020 Linz

[markus.puehringer@gruene.at](mailto:markus.puehringer@gruene.at)

[www.markuspuehringer.at](http://www.markuspuehringer.at)

Linz, September 2011

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	2
1 Quellen des Glücks bzw. des „guten Lebens“? .....	2
1.1 Personzentrierte Psychotherapie .....	3
Das gute Leben aus Sicht der personzentrierten Psychotherapie.....	4
1.2 Neurobiologie .....	5
1.3 Zusammenfassend: Selbst- und Nächstenliebe .....	8
2 Glück im Kapitalismus .....	8
3 Warum Gleichheit wichtig ist .....	9
3.1 Wohlstand als Mittel zur Anerkennung.....	9
3.2 Ungleichheit produziert Aggression und Kosten.....	10
4 Entfremdung.....	11
5 Schlussfolgerungen für die Politik .....	12
6 Literatur .....	13

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Grundschemata der Motivation nach Joachim Bauer.....	7
Abbildung 2: Motivation im Kapitalismus; angelehnt an Joachim Bauer.....	10

## Einleitung

*In ihrem bemerkenswerten Buch „Gleichheit ist Glück“ (2009) können Richard Wilkinson und Kate Picket nachweisen, dass eine Reihe von gesundheitlichen und sozialen Problemen sehr eng mit der Verteilung des Einkommens in einer Gesellschaft zusammenhängt. Demnach ist es für das „größte Glück der größten Zahl“ (Bentham) erstrebenswert, das Einkommen von oben nach unten umzuverteilen. Im folgenden Text möchte ich die Frage noch etwas grundsätzlicher angehen und v.a. die Frage erörtern, wie sehr der materielle Wohlstand und dessen gesellschaftliche Verteilung für das je individuelle Wohlbefinden der Menschen verantwortlich sind.*

Bei der Frage nach dem individuellen Glück stoßen wir freilich sofort auf eine theoretisch unüberwindliche Grenze: Über sein je eigenes Glück kann jeweils nur der je konkrete Mensch Auskunft geben. Jeder Mensch nimmt die Welt, so wie sie ist, in seiner je eigenen Wirklichkeit wahr. Er sieht sie mit seinen Augen, hört sie mit seinen Ohren, riecht sie mit seiner Nase, usw. Mithilfe des menschlichen Körpers (v.a. mithilfe der Sinnesorgane, der Nervenbahnen und des Gehirns) konstruiert sich jeder Mensch seine je eigene Wirklichkeit. Er trifft seine je eigenen bewussten Entscheidungen, was er wahrnehmen will bzw. trifft sein Unterbewusstsein diese Entscheidungen. Jeder Mensch (und jedes Geschöpf) ist also einzigartig.

Letztlich kann nur jeder Mensch für sich selbst entscheiden, was für ihn wichtig ist. Jeder Mensch kann nur jeweils für sich selbst beantworten, was ihm im Leben Glück bereitet. Also mag es vielleicht für einen Menschen sehr wichtig sein, dass er ein großes Auto oder eine geräumige Wohnung hat. Für das konkrete Glück eines anderen sind diese Dinge nebensächlich.

Eine verallgemeinernde Behauptung wie „Gleichheit ist Glück“ ist also aus einer konstruktivistischen Perspektive sinnlos, weil sie unterstellt, dass ein und derselbe Tatbestand (Gleichheit) bei allen Menschen die gleiche Reaktion (Glück) hervorruft. Wir alle konstruieren uns unsere Wirklichkeit und können daher im besten Fall über unser eigenes Glück Auskunft geben. Aber auch die Rede über „das größte Glück der größten Zahl“ ist theoretisch nicht möglich, weil man Glück niemals messen kann wie das Gewicht eines Gegenstands; folglich kann man es auch nicht addieren.

Wenn man über das Glück und das gelungene Leben nur je individuell sprechen kann, so könnte man zum Schluss gelangen, dass man darüber nichts Allgemeines sagen kann. Konstruktivistisch betrachtet könnte nur jeder Mensch über sein je individuelles Glück berichten. Wenn wir dennoch allgemein über Glück sprechen, so tun wir das im Bewusstsein, dass wir als Grundlage die eigene Erfahrung und die Beobachtung verwenden. Beobachten wir beispielsweise bei hundert Menschen, dass das Lächeln eines Kindes bei ihnen Glücksgefühle hervorruft, dann ist eine Verallgemeinerung schon zulässig; aber freilich immer mit dem Generalvorbehalt, dass eine solche Glückskonstruktion nicht für alle Menschen gelten muss.

Ich werde also im Folgenden das Verhältnis von Glück, Wohlstand und dessen Verteilung untersuchen und dabei zwei zentrale Fragen erörtern:

1. Wie wichtig ist das individuelle Einkommen (und die Verteilung eben dieses Einkommens) für das individuelle Glück?
2. Sind nicht – neben der Distribution - auch die Form und der Umfang der Produktion für das Glück der Menschen verantwortlich? (vgl. Postone 2003)

## 1 Quellen des Glücks bzw. des „guten Lebens“?

Die Frage nach dem Glück führt schnurstracks in die Frage nach dem Menschenbild und den Sinn des Lebens. Wir sind mit Fragen konfrontiert wie:

- Welches ist mein Lebensziel?
- Wonach strebe ich?
- Was ist mein Lebensziel?

Darüber haben sich schon Generationen von PhilosophInnen den Kopf zerbrochen: Das beginnt spätestens bei Platon und Aristoteles und führt herauf bis in die Neuzeit. In den letzten Jahren ist mit der Glückforschung ein ganz neuer Wissenschaftszweig entstanden.

Anhand des englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588-1679) kann man sehr gut die beiden Pole der Glückskonstruktion nachzeichnen: Hobbes hat am Beginn der Neuzeit gelebt. Er hat bereit die ersten Auswirkungen der modernen Wirtschaftsweise des Kapitalismus beobachtet und war sichtlich fasziniert von der Wohlstandsproduktion, die seit dem 15. Jahrhundert in Teilen von Europa, jedenfalls in England, eingesetzt hat. Hobbes (1970/1651) hat über das Glück nachgedacht und beschreibt in seinem Hauptwerk „Leviathan“ die Unruhe der neuen Zeit, die geprägt war von den Entdeckungen der neuen Welt und der sich entfaltenden kapitalistischen Wirtschaftsform: Das Glück des Erdenlebens bestehe nun nicht mehr in einer „*ungestörten Seelenruhe*“, wie es noch die „*älteren Sittenlehre*“ behauptet hätten. (S. 90) Hobbes definiert die moderne Glückseligkeit neu: „*Glückseligkeit schließt in sich einen beständigen Fortgang von einem Wunsch zum anderen, wobei die Erreichung des ersteren immer dem folgenden den Weg bahnen muss.*“ (S. 90) Es reicht aber laut Hobbes nicht, dass die Wünsche im „Hier und Jetzt“ erfüllt werden, weil es „*bei den Wünschen der Menschen nicht darauf ankommen darf, dass sie das, was sie wünschen, etwa nur einmal und gleichsam für einen Augenblick genießen, sondern dass vielmehr der Genuss auch für die Zukunft sichergestellt werde.*“ (S. 90)

Es gibt – nach Hobbes - jedenfalls zwei unterschiedliche Wege zum Glück.

1. **Das Glück der „inneren Seelenruhe“**: Glück und Zufriedenheit erwächst dann aus dem Inneren des Menschen. Glück hat hier nur am Rande mit materiellem Wohlstand zu tun.
2. Auf der anderen Seite das Glück des „**beständigen Fortgangs von einem Wunsch zum anderen**“. Das menschliche Glück ist laut Hobbes von äußeren Faktoren wie Reichtum, Ruhm und Ehre abhängig. Diese Form der Glückskonstruktion nennt Hobbes eine moderne.

Diese beiden Pole spannen einen weiten Bogen auf, in dem sich in den folgenden Jahrhunderten viele ÖkonomInnen, PsychologInnen und SoziologInnen positioniert haben.

Im folgenden Kapitel werde ich versuchen, meine Behauptung zu begründen, wonach ein gelungenes Leben bei uns Menschen vor allem aus der „inneren Seelenruhe“ erwächst. Dazu ziehe ich zwei wichtige wissenschaftliche Schulen zu Rate: die personenzentrierte Psychotherapie und die Neurobiologie, die beide im Folgenden kurz vorgestellt werden. Die personenzentrierte Psychotherapie legt ihren Fokus auf die Selbstliebe, die für das menschliche Glück essenziell ist. Die Neurobiologie erforscht mehr die Bedeutung der menschlichen Beziehungen für das je individuelle Glück.

## 1.1 Personenzentrierte Psychotherapie

Die personenzentrierte Psychotherapie geht auf Carl Rogers (1902-1987) zurück: In seiner therapeutischen Praxis hat Rogers beobachtet, dass sich Menschen – gerade in Umbruchphasen – immer wieder mit Fragen nach dem Sinn im Leben beschäftigen: Menschen wollen ein gutes Leben leben und sind häufig konfrontiert mit Ängsten, Zwängen und Leid. Rogers schreibt: „*Ich kann dieses Lebensziel, das ich in meinen Beziehungen zu meinen Klienten zum Vorschein kommen sehe, am besten mit den Worten Soren Kierkegards darlegen: „Das Selbst zu sein das man in Wahrheit ist.“* (Rogers 1973: 167)

Rogers geht also davon aus, dass ein jeder Mensch fähig ist, sein „inneres Selbst“ zu entdecken. Dafür braucht es freilich die geeigneten Rahmenbedingungen, nämlich ausreichend Zeit sowie die Begleitung von wohlwollenden Mitmenschen (z.B.

TherapeuthInnen, LehrerInnen, FreundInnen, etc.). Nach Rogers ist das „Selbst“ der größte und wertvollste Schatz, über den ein jeder Mensch verfügt. Das Bewusstsein (bzw. das „Ich“) erhält die Rolle des Hüters dieses Schatzes. Letztlich kann – nach tiefster Überzeugung von Rogers – im Leben nichts wichtiger sein, als dass sich dieses Selbst entfaltet.

In der Therapie soll die/der Therapeut/in versuchen, eine möglichst persönliche und ehrliche Beziehung zu seinem Klienten herzustellen. Dafür braucht es Kongruenz (Echtheit, Authentizität) der/s Therapeutin/en, bedingungslose, positive Zuwendung sowie Empathie durch die/den Therapeutin/en: In einer solchen Atmosphäre des Vertrauens wird der Klient – freilich über einen längeren Prozess hinweg - sein „eigenes Selbst“ wahrnehmen, kennenlernen und schätzen: Der Prozess ist meist schmerzhaft und verstörend, aber letztlich sehr bereichernd. Am Beginn einer Therapie sind die meisten KlientInnen auch überzeugt, dass das Ausleben der eigenen Gefühle, die in ihnen aufgestaut sind, zur Katastrophe führen würde. In einer vertrauensvollen Atmosphäre gelingt es, die eigenen Gefühle zu achten und ihre Botschaften zu deuten. Auf diese Art und Weise entdeckt er seinen eigenen Schatz und entdeckt, dass die zerstörerischen Gefühle eine Reaktion auf die Nicht-Beachtung des eigenen Selbst sind. (vgl. Rogers 1973: 177f) In Anlehnung an Thomas Hobbes kann man also sagen, dass gerade die Beachtung und das Ernst-Nehmen des „inneren Selbst“ zum Glück der „inneren Seelenruhe“ führt.

Die Beachtung des eigenen Selbst macht auch sensibel für die Botschaften des eigenen Körpers. Das Bewusstsein ist dann „nicht länger der Wächter über einen gefährlichen und undurchschaubaren Haufen von Impulsen, die nur im Ausnahmefall das Tageslicht erblicken dürfen, sondern wird zum geruhsamen Mitbewohner einer Gesellschaft von Impulsen, Gefühlen und Gedanken, die sich, wie man feststellt, sehr wohl selbst regulieren können, wenn sie nicht ängstlich behütet werden.“ (Rogers 1973: 125) Diese Erkenntnisse brauchen freilich Zeit und Übung.

Rogers glaubt an die grundsätzlich positiven sozialen Kräfte des Selbst: Der „innerste Kern der menschlichen Natur, die am tiefsten liegenden Schichten seiner Persönlichkeit, die Grundlage seiner tierischen Natur ist von Natur aus positiv – von Grund auf sozial, vorwärtsgerichtet, rational und realistisch“ (Rogers 1973: 99f) – Was für eine/n Patientin/en gilt, die/der von seiner seelischen Befindlichkeit so verstört ist, dass sie/er fremde Hilfe aufsucht, gilt aber freilich für jeden Menschen: Wahres Glück ist nur in der Entdeckung und Würdigung des „eigenen Selbst“ zu finden. Wenn das „eigene Selbst“ gewürdigt ist, werden sich die Menschen auch sozial verhalten.

### **Das gute Leben aus Sicht der personzentrierten Psychotherapie**

Rogers (1973: 183ff) hat sich in einem Artikel auch über das „Glück“ bzw. das „gute Leben“ Gedanken gemacht: Er hat in der Therapie viele Menschen auf dem Weg zu ihrem Selbst begleitet und dabei die Überzeugung gewonnen, so den Menschen zu einem besseren Leben verholfen zu haben.

Diese Entdeckungsreise ist eine ständige Herausforderung und nicht immer nur schön, weil auf ihr Verletzungen und Verdrängungen wahrgenommen und gefühlt werden. „Das Selbst zu sein das man in Wahrheit ist“ (© Kierkegard) macht also nicht immer nur glücklich und happy. Es kann anfangs auch verstörend sein. Rogers wendet sich daher gegen den Begriff „Glück“ als Ziel des Lebens, weil er darin einen angestrebten Zustand sieht. Das „gute Leben“ sei aber nichts Statisches, sondern ein Prozess. (vgl. Rogers 1973: 185f)

Rogers definiert das gute Leben so: „Das gute Leben ist, vom Standpunkt meiner Erfahrung aus, der Entwicklungsprozess in eine vom menschlichen Organismus gewählte Richtung, sofern das Individuum innerlich frei ist, sich in jede Richtung zu bewegen; die allgemeinen Qualitäten dieser Richtung scheinen eine gewisse Universalität zu besitzen.“ (Rogers 1973: 186)

Folgende Qualitäten nennt Rogers für das gute Leben:

1. Der Einzelne wird offener gegenüber seiner Erfahrung. Er nimmt Gefühle und Einstellungen wahr, die er bislang nicht bewusst wahrnehmen konnte oder wollte: „Das Individuum wird fähiger, sich zuzuhören, zu erfahren, was in ihm vorgeht. Es ist offener für seine Gefühle, wie sie in ihm existieren, zu leben; es ist auch frei, sich ihrer bewusst zu sein. Es ist leichter in der Lage, die Erfahrungen seines Organismus zu leben, statt sie aus dem Bewusstsein ausschließen zu müssen.“ (Rogers 1973: 187)
2. Der Einzelne lebt viel mehr im jeweiligen Augenblick, im Hier und Jetzt. Weil das konkrete Leben jeweils nur in der Gegenwart stattfindet, wird der Gegenwart ein viel höherer Stellenwert eingeräumt.
3. Der Einzelne vertraut seinem Organismus: Gesellschaftliche Erwartungshaltungen („Über-Ich“) verlieren mehr und mehr an Macht. Der Einzelne horcht auf seine Körperwahrnehmung und Intuition und tut – im Rahmen der vorhandenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – das, was er für sich am besten einschätzt.

In Summe bewegt sich der Mensch, der psychisch frei ist, in Richtung auf „eine Entwicklung zu einem vollständiger sich entfaltenden Menschen. (...) Er zieht alle Informationen heran, die ihm sein Nervensystem liefert; er benutzt sie bewusst, aber in der Erkenntnis, dass sein totaler Organismus klüger als sein Bewusstsein sein könnte, und es oft ist. Er kann leichter seinen ganzen Organismus in seiner Komplexität frei fungieren lassen, um aus der Vielfalt der Möglichkeiten jene Verhaltensweise auszuwählen, die in diesem Augenblick am ehesten allgemein und unverfälscht befriedigt.“ (Rogers 1973: 191)

Wer sein eigenes Sensorium schult und angstfrei vor seinen eigenen Empfindungen ist, wird ein Leben in größerer Fülle leben als das „eingengegte Leben, das die meisten von uns führen.“ (Rogers 1973: 195) Ein solches Leben lässt sich nicht so gut mit Adjektiven wie „glücklich, zufrieden, glücklich“ beschreiben, sondern besser als „bereichernd, anregend, belohnend, herausfordernd, bedeutungsvoll.“ (vgl. Rogers 1973: 195) Es sei kein Leben für die Kleinmütigen: Der Prozess des guten Lebens „enthält ein Ausdehnen und ein Wachsen der Entwicklung zu einem Sein, in dem man zunehmend seine eigenen Möglichkeiten ist. Der Mut zum Sein ist darin inbegriffen. Es bedeutet, sich völlig in den Strom des Lebens hineinzugeben. Das ist aber das höchst Aufregende beim Menschen: wenn das Individuum innerlich frei ist, wählt es als das >gute Leben< diesen Prozess des Werdens.“ (Rogers 1973: 195)

## 1.2 Neurobiologie

In den letzten Jahren konnte auch die Neurobiologie neue Erkenntnisse über das Wohlbefinden der Menschen gewinnen. Die Hirnforschung beschäftigt sich damit, wie wir Menschen – mit unseren evolutionär erworbenen Voraussetzungen – ticken. Mit moderner Computertomografie und Messungen des Hormonspiegels will man die Frage entschlüsseln, nach welchen Prämissen Menschen ihr Verhalten steuern.

Die grundlegenden Erkenntnisse der Neurobiologie sind – nach dem Neurobiologen Joachim Bauer - folgende:

### A) Wohlfühlen entsteht durch einen spezifischen Hormon-Cocktail:

Menschen fühlen sich wohl und sind motiviert, etwas zu tun, wenn in ihrem Hormonhaushalt die Botenstoffe Dopamin, Oxytozin und Opiode ausgeschüttet sind.

- Dopamin: „Vom Körper ausgeschüttetes Dopamin erzeugt ein Gefühl des Wohlbefindens und versetzt den Organismus psychisch und physisch in einen Zustand von Konzentration und Handlungsbereitschaft. (...) Die zentrale Funktion von Dopamin besteht also darin, den Antrieb und die Energie dafür zu erzeugen, dass sich Lebewesen auf ein Ziel zubewegen. (...) Der Botenstoff Dopamin leistet beides: Er macht Bewegung

möglich und hat zusätzlich die Funktion einer psychischen Antriebs- und Motivationsdroge.“ (Bauer 2008: 31)

- Oxytozin „wird einerseits verstärkt hergestellt, wenn es zu einer Vertrauen stiftenden oder zu einer eine feste Bindung einleitenden Begegnung kommt. Oxytozin hat andererseits aber auch umgekehrt den Effekt, dass es Bindungen, die zu seiner Ausschüttung geführt haben, rückwirkend stabilisiert, indem es die Bereitschaft erhöht, Vertrauen zu schenken.“ (Bauer 2008: 47) Oxytozin ist also das Bindungshormon schlechthin: Im Zusammenspiel mit dem Aktivitätshormon Dopamin begleitet es den Aufbau und die Stabilisierung von menschlichen Beziehungen. Ein hoher Oxytozin-Spiegel hat nebenbei eine Reihe von positiven gesundheitlichen Effekten. (vgl. Bauer 2008: 52ff)
- Opiode: „Endogene Opiode haben eine Wirkung, die derjenigen von Opium und Heroin entspricht, wobei die körpereigenen Opiode in der Dosierung allerdings fein abgestimmt sind, so dass sie normalerweise keine betäubende oder einschläfernde Wirkung haben, sondern lediglich einen sanften wohltuenden Effekt nach sich ziehen. Endogene Opiode wirken auf die Emotionszentren des Gehirns, sie haben positive Effekte auf das Ich-Gefühl, auf die emotionale Gestimmtheit und die Lebensfreude.“ (Bauer 2008: 32f) Sie vermindern zudem die Schmerzempfindlichkeit und stärken das Immunsystem.

Wenn dieser Hormon-Cocktail im Körper eines Menschen ausgeschüttet ist, dann fühlen wir uns wohl, leistungsbereit, gesund und voller Energie.

## **B) Kooperation produziert diesen Wohlfühl-Cocktail**

Wenn aus neurobiologischer Sicht das menschliche Wohlbefinden mit einem richtig dosierten Hormon-Cocktail ident ist, dann ist es freilich von größtem Interesse, über die Voraussetzungen für die Produktion dieses Cocktails Bescheid zu wissen. Die Neurobiologie kann mit moderner Computertomografie genau jene Bereiche im Gehirn ausmachen, die für die Ausschüttung der o.g. Hormone zuständig sind. Wenn also bestimmte Reize von außen aufgenommen werden, „feuern“ spezielle Hirnregionen und regen so die Bildung der Hormone an.

Interessant ist freilich dann, welche Reize das Potenzial haben, das Motivationszentrum des Menschen zu aktivieren und so die Ausschüttung der Vitalitäts- und Glücksbotenstoffe zu veranlassen. Die Ergebnisse sind einfach und frappierend: Das Motivationssystem des Menschen springt dann an, wenn uns andere Menschen Gutes tun. „Bereits die bloße Erfahrung, freundlich zugewandten anderen Menschen zu begegnen, erweist sich beim Menschen als eine biologisch verankerte Grundmotivation. Von anderen Vertrauen zu erhalten und zu erleben, dass Menschen bereit sind, in einer konkreten Situation mit der eigenen Person zu kooperieren, wird vom Motivationssystem des Menschen mit einer sofortigen positiven Reaktion beantwortet. Umgekehrt ist ein auf diese Weise in Gang gesetztes Motivationssystem (...) ein sicheres Vorzeichen dafür, dass die Betroffenen sich ihrerseits vertrauensvoll und kooperativ verhalten.“ (Bauer 2011: 35) Joachim Bauer schließt daraus: „Wir sind – aus neurobiologischer Sicht – auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen. Kern aller menschlicher Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Zuwendung und Zuneigung zu finden und zu geben.“ (Bauer 2008: 23)

Das Motivationssystem springt auch dann an, wenn wir bloß beobachten, dass einem Mitmenschen Gutes getan wird. In Experimenten kann sogar nachgewiesen werden, dass ein finanziell gut gestellter Mensch höheres Wohlbefinden empfindet, wenn einem schlechter gestellten Menschen ein Bonus überwiesen wird. Diese Glückssteigerung ist sogar höher, als wenn er diesen Bonus selbst bekommen würde. (vgl. Bauer 2011: 37)

Diese Konstruktion des menschlichen Motivationssystems verdankt der Mensch der Evolution: „Sozial gut vernetzte Menschen hatten während der Evolution unserer Spezies eine deutlich bessere Lebenserwartung. Daran hat sich bis heute nichts geändert.“ (Bauer 2011: 37)

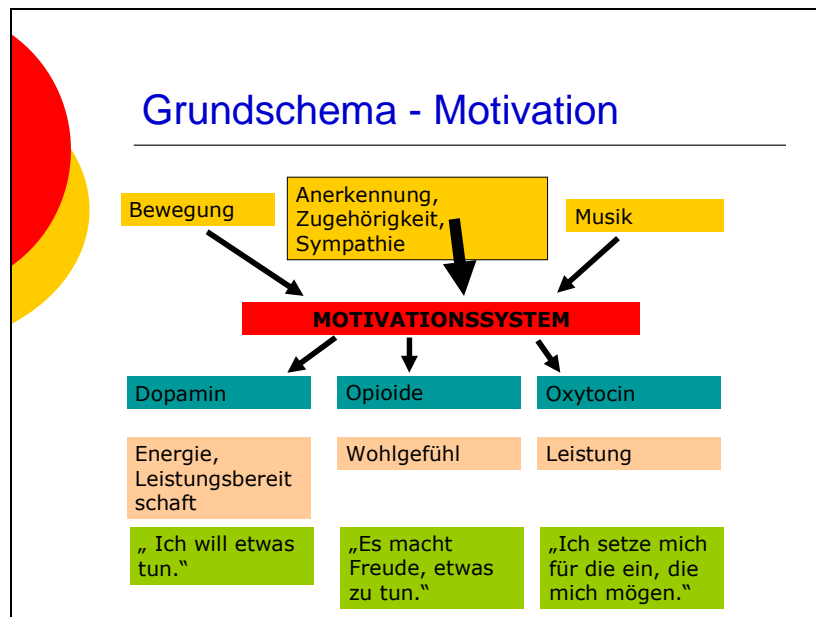


Abbildung 1: Grundschemata der Motivation nach Joachim Bauer

### C) Fehlt der Wohlfühl-Cocktail, so entsteht Aggression

Wird dem Menschen allerdings nachhaltig soziale Akzeptanz und Gerechtigkeit verweigert, so bleibt die Aktivierung des Motivationssystems aus: Der Wohlfühl-Cocktail wird nicht erzeugt und die Glückshormone sinken unter einen kritischen Wert. Dies macht aus evolutionärer Sicht durchaus Sinn, weil es im Normalfall Menschen dazu veranlasst, sich wieder verstärkt um Vertrauen und Beziehung zu bemühen. Ein Problem entsteht allerdings, wenn die Bindungen dauerhaft gestört sind: Dann folgt ein „Absturz“ des Motivationssystems, der dazu führt, dass ein Aggressions-Cocktail gemixt wird. Im Gehirn werden die Angstzentren (Mandelkerne) sowie die Ekelzentren (Insulae) aktiviert. Hormonell passiert dann folgendes (vgl. Bauer 2008: 64ff):

- Sinkt Oxytocin für längere Zeit unter einen kritischen Wert, so schütten die Nervenzellen der Mandelkerne den Neurotransmitter Glutamat aus.
- Der Anstieg von Glutamat bewirkt zum einen, dass im Hypothalamus die Stressgene aktiviert werden; mit der Folge, dass das Stresshormon Cortisol ausgeschüttet wird.
- Zum anderen bewirkt der Anstieg von Glutamat, dass die Alarmzentren des Hirnstamms angeregt werden, das u.a. zur Ausschüttung von Noradrenalin führt. Das setzt den gesamten Körper in Panik; einschließlich Herz, Kreislauf und Psyche.

Fühlen sich Menschen also ausgegrenzt und unfair behandelt, so wird das Aggressionszentrum aktiviert. Das tangiert die „Schmerzgrenze“ (© Bauer). Denn bei Ausgrenzung werden die gleichen Hirnregionen aktiviert, als wenn Menschen physischen Schmerz erleiden.

Evolutionär hat dieser Aggressions-Cocktail die Funktion, den Menschen anzustacheln, sich aus der für ihn bedrohlichen Lage (körperlicher Schmerz oder Ausgrenzung aus der Gemeinschaft) durch aktives Verhalten zu befreien: Der Schmerz soll abgewehrt bzw. die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft wieder hergestellt werden. „Aggression steht – ob direkt oder indirekt – immer in funktionalem Zusammenhang mit dem Grundbedürfnis des Menschen nach Beziehung und ist diesem Bedürfnis unter- oder nachgeordnet.“ (Bauer 2008: 89)

Bevor sich die Aggression aber beim Menschen in konkretes Verhalten umsetzt, „durchläuft sie eine Art neurobiologische Kontrollschleife“ (Bauer 2011: 53): In der „Präfrontalen Cortex“ wird kalkuliert, welche Folgen das aggressive Handeln für die eigene Person ergeben könnte, aber auch wie sich andere Personen fühlen würden, wenn wir unserer Aggression freien Lauf lassen. Durch diese „frotolimbische Schleife“ erfährt die Aggression in der Regel



eine Mäßigung. (vgl. Bauer 2011: 56f) Aggression macht also – aus individueller Sicht – durchaus Sinn, wenn sie als „Hilfssystem des Motivationssystems“ (Bauer 2011: 61) agiert und durch konkretes Verhalten wieder zum Ausströmen des Wohlfühl-Cocktails führt.

Bleibt dieser Aggressions-Cocktail im menschlichen Körper allerdings bestehen und wird bloß durch den Präfrontale Cortex gebremst, so hält das Unwohlsein weiter an. Schafft es ein Mensch dann nicht, Bindungen aufzubauen und damit den Wohlfühl-Cocktail wieder in Schwung zu bringen, so wird die Aggression verschoben. Die Verschiebung kann entweder das Objekt oder den Zeitpunkt der Aggression betreffen (vgl. Bauer 2011: 76ff):

- Aggressive Impulse richten sich nicht immer an die Menschen, die den Schmerz ausgelöst haben, sondern können stellvertretend an eine andere Person oder an sich selbst gerichtet werden. Andere Personen werden häufig ausgewählt, wenn der Aggressionsauslöser zu mächtig ist.
- Die aggressiven Impulse können aber auch in der Zeit verschoben werden und entladen sich dann an Nichtigkeiten: Für Außenstehende entsteht dann der Eindruck, es handle sich um eine Gewalt aus dem Nichts.

Interessant ist, dass auch die Verschiebung der Aggression aus Sicht des einzelnen Individuums in der Regel – zumindest kurzfristig – Sinn macht: Der Aggressions-Cocktail sinkt beispielsweise ab, wenn sich Menschen selbst körperlichen Schmerz zufügen, z.B. indem sie sich selbst ritzen.

Der Mensch ist also so programmiert, dass die Anerkennung von anderen Menschen *das* zentrale Element für Wohlbefinden ist. (Nebenbei tragen auch Bewegung und Musik zum Wohlbefinden bei.) Dieser Wunsch ist so stark, dass Menschen, die über längere Zeit zwangsweise isoliert werden, mit der Zeit die Nahrungsaufnahme verweigern und weitere Formen der Vitalität drastisch zurückgehen. Bei sozial lebenden Arten wie dem Menschen „gehen über lange Zeit isolierte und sozial ausgegrenzte Individuen ungeachtet eines angeblichen ‚Selbsterhaltungstriebes‘ zugrunde.“ (Bauer 2011: 31)

### **1.3 Zusammenfassend: Selbst- und Nächstenliebe**

Die beiden von mir kurz skizzierten Theorien orten das individuelle Glück (bzw. das gute, gelungene Leben) fernab von der Ausstattung mit materiellen Gütern:

- Carl Rogers und die personenzentrierte Psychotherapie sehen die Entfaltung des „eigenen Selbst“ als die zentrale Quelle für ein gelingendes Leben.
- Joachim Bauer und die Neurobiologie versuchen zu zeigen, dass unser Glück in hohem Maß von gelungenen, zwischenmenschlichen Beziehungen abhängt.

Man könnte also zum Schluss kommen: Materieller Wohlstand und seine Verteilung sind vollkommen unerheblich für das menschliche Glück. Wichtig ist nur, dass man sich selbst liebt und von anderen geliebt wird.

## **2 Glück im Kapitalismus**

Wie konnte dann Thomas Hobbes – und nach ihm eine Vielzahl von ÖkonomInnen und SozialwissenschaftlerInnen – auf die Idee kommen, dass das Glück im „beständigen Fortgangs von einem Wunsch zum anderen“ bestehe?

Im ausgehenden Mittelalter hat sich – ausgehend von den oberitalienischen Handelsstädten – eine neue Wirtschaftsform etabliert: der Kapitalismus. Die gestiegene Handelstätigkeit sowie die größere Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land fördert die Nachfrage nach Geld (vgl. Bockelmann 2004: 208f) und führt in der Folge zur Aushöhlung des Zinsverbots. Aus Geld konnte in der Folge – ohne eigene Arbeitsleistung – mehr Geld gewonnen werden.

Karl Marx hat dieses Charakteristikum des Kapitalismus im 3. Band des Kapitals als „allgemeine Formel“ bezeichnet: „Die allgemeine Formel des Kapitals ist  $G - W - G'$ ; d.h. eine Wertsumme wird in Zirkulation geworfen, um eine größere Wertsumme aus ihr herauszuziehen. Der Prozeß, der diese größere Wertsumme erzeugt, ist die kapitalistische Produktion; der Prozeß, der sie realisiert, ist die Zirkulation des Kapitals.“ (MEW25, S. 51)

Sobald der Prozess der ständigen Kapitalvermehrung gesellschaftlich durchgesetzt war, musste die Geld- und damit auch die Warenmenge ständig steigen. Für dieses Wachstum des Geldes gibt es keine inhärenten Grenzen, also nimmt sich dieser Prozess immer mehr Raum; immer mehr gesellschaftliche Bereiche werden dem Diktat des Kapitals unterworfen. Es ordnet auch die Formen des menschlichen Zusammenlebens vollkommen neu: Produktion und Distribution werden nach den Erfordernissen der Kapitalvermehrung strukturiert. Menschliche Tätigkeit wird in dieser Welt zur „abstrakten Arbeit“ (© Karl Marx), dh sie wird nur noch nach ihrem Beitrag zur Vermehrung des von ihr produzierten Tauschwertes bemessen.

Da sich die Logik des Kapitals mehr oder weniger auf die ganze Welt ausgedehnt hat, hat sie „eine gesellschaftliche Totalität“ konstituiert. (Postone 2003: 236) Wird der Prozess als solcher nicht in Frage gestellt, wächst der materielle Wohlstand permanent und in exponentieller Form.

Demnach ist es also nicht so, dass irgendwelche inneren Wünsche (Bedürfnisse) des Menschen zum ständigen Wachstum des materiellen Wohlstands führen, sondern umgekehrt: Das System der Kapital- und Wertvermehrung verlangt nach ständigem Wachstum und braucht dafür Menschen, die sich als „belieferungsbedürftigen Mängelwesens“ (© Ivan Illich, zitiert aus: Gronemeyer 2002: 27) verstehen. Die Sozialwissenschaftlerin Marianne Gronemeyer behauptet, dass in unserer Zeit die Bedürfnisse gemacht werden: Eine gesellschaftliche Macht könne „die äußeren Verhältnisse so arrangieren, dass darauf mit der Entwicklung, fast bin ich versucht zu sagen, mit der *Bereitstellung* von Bedürfnissen – sogar zwingend – geantwortet wird.“ (Gronemeyer 2002: 37) - Anders ausgedrückt: Der Mensch ist nicht „von Natur (?) aus“ ein mit unendlichen Bedürfnissen ausgestatteter „homo oeconomicus“, aber er soll einer sein, damit er den Erfordernissen der Kapitalverwertung genüge tut. Der „homo oeconomicus“ ist keine Ist-Beschreibung, sondern eine Soll-Beschreibung.

Meines Erachtens hat Hobbes nichts anderes getan, als die Logik der beginnenden kapitalistischen Entwicklung, die eine ständige Vermehrung von Geld und Wert verlangt, auf den Menschen zu übertragen. Sowie aus Geld Ware wird, um sich dann in immer mehr Geld zu vermehren (dargestellt in der Formel:  $G-W-G'$ ), wollen nun offensichtlich (?) auch die Menschen immer mehr Waren, um sie sich einzuverleiben und so glücklicher zu werden: Sie eilen von „einem Wunsch zum anderen.“ Im 19. Jahrhundert wird daraus die Konstruktion des Menschen mit unendlichen Bedürfnissen („homo oeconomicus“) erstellt.

### 3 Warum Gleichheit wichtig ist

#### 3.1 Wohlstand als Mittel zur Anerkennung

In den vergangenen Jahrhunderten hat sich das kapitalistische System global ausgedehnt und hat in unglaublichem Ausmaß unser Zusammenleben verändert und organisiert. Der Prozess der Kapital- und Wertvermehrung prägt unsere Wahrnehmung der Welt in hohem Ausmaß. Mittlerweile *glaubt* wohl ein Großteil unserer ZeitgenossInnen, dass es für sie/ihn im Leben vor allem darum geht, dass der materielle Wohlstand wächst.

Wenn eine gesamte Gesellschaft wahrhaftig an die Segnungen des Wohlstands *glaubt* (kulturelle Hegemonie) und ihre Institutionen und Normen so gestaltet, dass der materielle

Wohlstand maximal vergrößert wird, dann wird sie ihre Anerkennung an die einzelnen Gesellschaftsmitglieder auch davon abhängig machen:

- Vom Beitrag, den man selbst zu dieser Wertproduktion beiträgt (sprich: Erwerbsarbeit & Einkommen)
- Vom individuellen Anteil an diesem Wohlstand (sprich: Vermögen)

Meine These lautet demnach: Der absolute Wohlstand ist, sobald er ein das Überleben sicherndes Maß erreicht hat, für das Glück des Einzelnen unwichtig. Wesentlich ist der relative Wohlstand, also die Position innerhalb der Gesellschaft. Der relative Wohlstand (und die konkrete Erwerbsarbeit) ist deshalb so wichtig, weil in unserer materialistisch geprägten Gesellschaft die Anerkennung der anderen daran gekoppelt ist. In einer Gesellschaft, die den Wohlstand bzw. dessen Steigerung zur zentralen Leitidee auserkoren hat, ist die zwischenmenschliche Anerkennung fest an den Beitrag, den man selbst zur Wohlstandssteigerung leistet bzw. erworben hat, verknüpft.

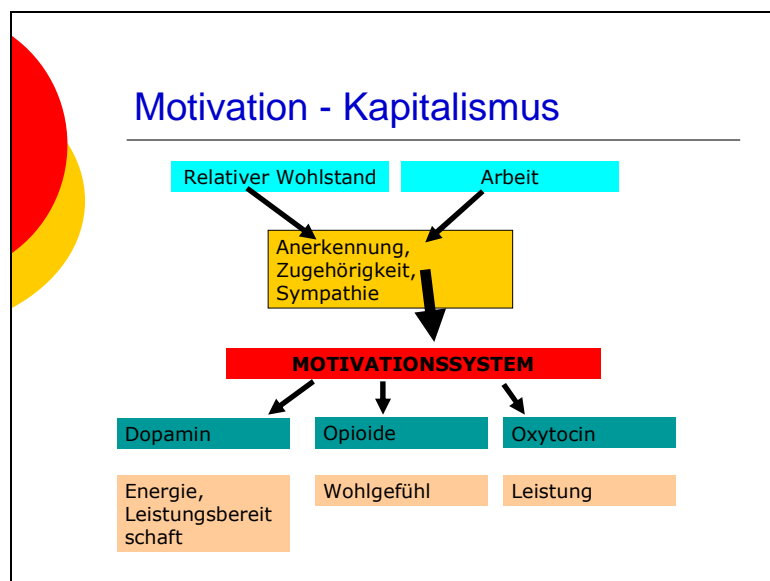


Abbildung 2: Motivation im Kapitalismus; angelehnt an Joachim Bauer

Die relative Wohlstandsposition und die konkrete Arbeit sind also nichts anderes als Mittel, um in unserer konkreten, kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft zu Anerkennung und Zugehörigkeit zu kommen.

### 3.2 Ungleichheit produziert Aggression und Kosten

Für uns Menschen ist nicht nur die relative Wohlstandsposition wichtig. Wir haben auch ein sehr gutes Sensorium für eine halbwegs gerechte Verteilung. Experimentell zeigen kann man das an den Ergebnissen des sog. „Ultimate Game“, das auch neurobiologisch genau analysiert wurde:

Bei diesem Spiel geht es darum, dass Spieler A einen bestimmten Geldbetrag (z.B. 10 Dollar) mit einem ihm unbekanntem Spieler B teilen soll. Spieler B hat nur die Möglichkeit die Verteilung zu akzeptieren oder sie zurückzuweisen. Bei einer Zurückweisung erhalten beide Spieler gar nichts.

Rational wäre es aus Sicht von Spieler B jede Verteilung zu akzeptieren, die über 0 liegt. Es zeigt sich jedoch in Experimenten, dass es eine vollkommene Zustimmung nur gibt, wenn der Betrag von A zu gleichen Teilen geteilt wird. „Ein Vorschlag 7:3, der Person B also nur drei von zehn Dollar zugesteht, findet nur noch in etwas über 90 Prozent der Fälle

Zustimmung. Bei einer Verteilung von 8:2 (...) fällt die Zustimmung auf etwa 50 und bei einer Verteilung 9:1 auf 40 Prozent ab.“ (Bauer 2008: 186) Das bedeutet, dass sich bei der letztgenannten Verteilung bereits 60 Prozent der Menschen nicht rational verhalten, denn sie ziehen 0 Dollar (Zurückweisung) 1 Dollar (Zustimmung zur „ungerechten“ Verteilung“) vor.

Neurologische Untersuchungen liefern eine plausible Erklärung für dieses Verhalten: Wird ein unfaire Verteilung vorgeschlagen, so werden bei den Testpersonen jene Hirnareale aktiviert, die ansonsten typischerweise bei Ekel aktiviert werden. Es wird im Körper also der Aggressions-Cocktail ausgeschüttet. Das bedeutet, dass wir Menschen – in unserer evolutionären Entwicklung – so gebaut sind, dass wir eine gewisse materielle Ungleichverteilung schon akzeptieren; wird die Fairness bei der Verteilung aber krass verletzt, so verursacht das Aggression. Wie schon dargestellt kann sich diese Aggression gegen den Verursacher richten. Ist dieser Verursacher aber mächtig bzw. unbekannt, so kann diese Aggression auch gegen andere, unschuldige Opfer verschoben werden.

Wenn wir diesen Gedanken auf die aktuelle Vermögens- und Einkommensentwicklung anwenden, so liegt der Schluss nahe, dass auch in Österreich das Prinzip der Fairness gravierend verletzt wird und vermutlich der Aggressions-Cocktail gebraut wird:

- Die obersten 10% haben einen Anteil von 54% am gesamten Geldvermögen. (Sozialbericht 2009-2010: 244)
- Bei der Immobilienvermögensverteilung hält das oberste Fünftel 75% des gesamten Immobilienvermögens und die Top-10% besitzen 61% (Sozialbericht 2009-2010: 248)
- Die (sehr ungleich verteilten) Unternehmens- und Vermögenserträge je EinwohnerInnen stiegen sowohl im Zeitraum 1976-2000 (10,2%) als auch im Zeitraum 2001-2009 (3,5%) stärker als das nominelle Volkseinkommen pro Kopf (9,2% bzw. 2,5%) (Sozialbericht 2009-2010: 208)

Ein so produzierter Anstieg der gesellschaftlichen Aggression ruft aber nicht bloß Ärger hervor, sondern führt direkt zu einer Reihe von sozialen und gesundheitlichen Folgen. Wilkinson/Picket (2009) konnten eindrucksvoll nachweisen, dass in ungleichen Gesellschaften mehr Stress produziert wird, der zum Beispiel diese Folgen zeitigt:

- Angsterkrankungen (S. 33ff)
- Verlust des gegenseitigen Vertrauens (S. 52ff)
- Mentale Erkrankungen (S. 66ff)
- Erhöhter Drogenkonsum (S. 70ff)

In Folge führt hohe Ungleichheit zu niedriger Lebenserwartung, Fettleibigkeit, einer größeren Anzahl von Teenager-Schwangerschaften, höherer Gewalt, u.v.a.m.

## 4 Entfremdung

In einer materialistisch geprägten Welt werden die Menschen ihre Anerkennung über Arbeit und Wohlstand definieren. Dafür zahlen sie aber einen hohen Preis, nämlich den der Entfremdung; in folgenden Formen

- Entfremdung von sich selbst: Unsere ZeitgenossInnen verbringen einen großen Teil ihrer Lebenszeit in der fremdbestimmten Arbeitswelt (Produktionssphäre). Ein Großteil der menschlichen Energie und Kreativität wird aufgewandt, um dort bestehen zu können bzw. erfolgreich zu sein. Es bleibt daher wenig Zeit und Energie für das „eigene Selbst“.
- Entfremdung vom Produkt der Arbeit: Durch die zunehmende Arbeitsteilung verliert der Einzelne das Produkt seiner Arbeit völlig aus den Augen: „Über sein Produkt oder seinen Anteil an einem Produkt gebraucht und anerkannt zu werden – das ist ein Gefühl, ohne das man kaum leben kann.“ (Ottomeyer 2004: 19)
- Entfremdung in der Arbeit: Die Kapitallogik steuert aber auch den Arbeitsprozess an sich. Moderne Menschen lernen daher von Beginn an, eine Spaltung ihrer Person in die Privatperson und die ökonomische Person. Diese Spaltung des Menschen hat es in vorkapitalistischen Zeiten nicht gegeben, weil die Produktion ein integraler Bestandteil

des Lebens war. Mit dem Auseinanderfallen muss sich auch der Mensch innerlich spalten: „Die Individuen erfahren in sich eine merkwürdige Spaltung in einen eigentlichen Menschen mit einer bestimmten einzigartigen Lebensgeschichte, vielleicht auch höheren Werten und Hoffnungen, und eine „ökonomische Charaktermaske“, die bei Strafe des ökonomischen Untergangs in allseitigen Konkurrenz-Sachzwängen die Gesetze des Kapitalismus ausführen.“ (Ottomeyer 2004: 51)

- Entfremdung in der Zirkulationssphäre: Der Warenmarkt ist eine absolut anonyme Veranstaltung: Auf der einen Seite stehen die anonymen Käufer. Auf der anderen Seite stehen die anonymen Verkäufer, die irgendwelche fremden Waren zum Verkauf feilbieten. In altertümlich-vorkapitalistischen Gesellschaften war der Tausch noch eine höchstpersönliche Angelegenheit und fand im Rahmen von längerfristig verpflichtenden Bekanntschaften statt. (vgl. Ottomeyer 2004: 60)

## 5 Schlussfolgerungen für die Politik

Erstens: Wenn für das Wohl der Menschen der relative Wohlstand wichtiger ist als der absolute, sollte das Hauptinteresse der Politik der Verteilung und nicht dem Wachstum gelten.

Zweitens: Wenn eine gleichere Verteilung den gesellschaftlichen Stress reduziert (und damit viele soziale und gesundheitliche Kosten senkt), sollte die Politik alle möglichen Maßnahmen zu einer gleicheren Verteilung ergreifen; sowohl bei Einkommens- und Vermögensverteilung, aber auch bei der Verteilung der Erwerbsarbeit.

Drittens: Nimmt die Politik (steigende) Ungleichheit in Kauf, so ist mit einer Verschiebung der Aggression (gegen unschuldige Personen: AusländerInnen, „SozialschmarotzerInnen“, u.ä.) zu rechnen.

Viertens: Wenn das wirklich gute Leben der Menschen darin besteht, das „Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist“, sollte die Politik Rahmenbedingungen schaffen, die Selbsterkenntnis und Selbstwürdigung erleichtern: hohe Besteuerung von Überstunden und Mehrarbeit, Förderung von verschiedenen Formen der Arbeitszeitverkürzung, Förderung des Bewusstseins für ein „gutes Leben“, etc.

Fünftens: Wenn es so ist, dass wir uns selbst dann wohl fühlen, wenn sich auch unsere Mitmenschen wohl fühlen, ist mit der stärkeren Orientierung auf das „innere Selbst“ und die „innere Seelenruhe“ kein Rückzug aus Gesellschaft und Politik verbunden: Wenn das Wohl der Mitmenschen für uns selbst so wichtig ist, werden wir – in unserem eigenen Interesse – diese Gesellschaft verändern wollen. Vermutlich werden wir aber dann die herrschenden, hegemonialen Glaubenssätze vom Segen des materiellen Wohlstands in Frage stellen.

Sechstens: Das kapitalistische Wirtschaftssystem drängt systemimmanent zu einer beständigen Ausdehnung des Tauschwertes (in Form von Geld und Waren) und ordnet dabei den Großteil des menschlichen Zusammenlebens nach ihren Erfordernissen. Eine Politik, die sich wirklich am Wohl der Menschen orientiert, sollte sich daran machen, dieses System zu überwinden.

Siebtens: Das herrschende kapitalistische System wird durch eine kulturelle Hegemonie gestützt. Eine Partei, die gegen diese Hegemonie ankämpft, würde heute vermutlich untergehen. Eine Partei oder zivilgesellschaftliche Gruppen können heute versuchen, diese Hegemonie auszuhöhlen, indem sie den Sinn der gesellschaftlichen Leitidee von Wohlstand und Wohlstandproduktion anzweifeln.

## **6 Literatur**

Bauer Joachim (2008): Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. München

Bauer Joachim (2011): Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. München

Bockelmann Eske (2004): Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens. Springer

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2010): Sozialbericht 2009-2010. Wien

Gronemeyer Marianne (2002): Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit. Darmstadt

Hobbes Thomas (1970/1651): Leviathan. Stuttgart

Marx Karl, Engels Friedrich (1956ff): Werke. Berlin

Ottomeyer Klaus (2004): Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen. Soziales Verhalten im Kapitalismus (Neuaufgabe). Münster

Postone Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx. Freiburg

Rogers Carl (1973): Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten. Stuttgart

Wilkinson Richard, Pickett Kate (2009): Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. Berlin